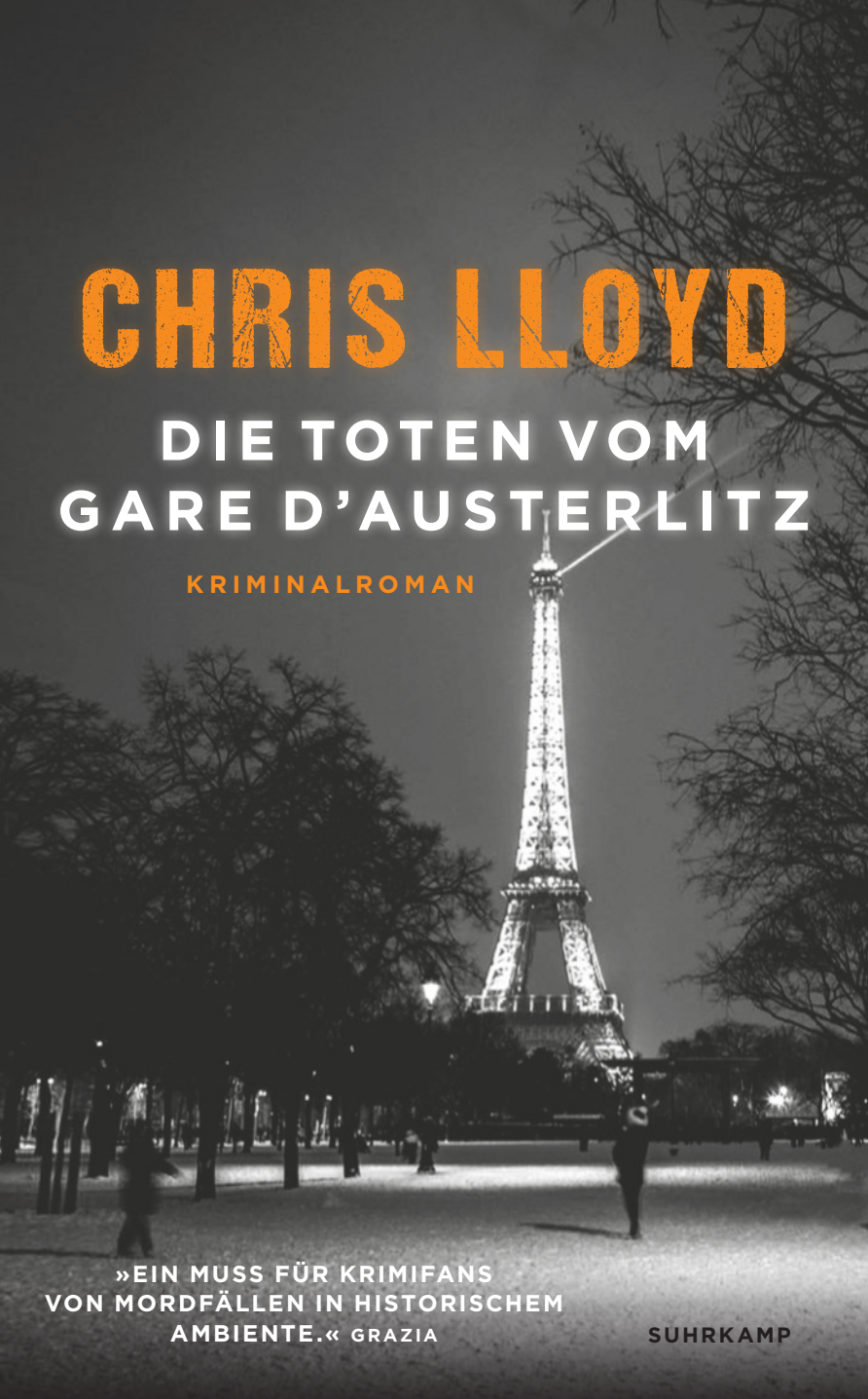




CHRIS LLOYD

**DIE TOTEN VOM
GARE D'AUSTERLITZ**

KRIMINALROMAN

»EIN MUSS FÜR KRIMIFANS
VON MORDFÄLLEN IN HISTORISCHEM
AMBIENTE.« GRAZIA

SUHRKAMP

suhrkamp taschenbuch 5258

Freitag, 14. Juni 1940: An dem Tag, als die Nazis in Paris einmarschieren, werden am Gare d'Austerlitz vier Polen ermordet aufgefunden, und ein weiterer begeht kurz darauf Selbstmord. Inspecteur Édouard Giral beginnt gegen alle Widerstände zu recherchieren. Sehr bald mischen sich in seine Ermittlungen Wehrmacht, Gestapo und Geheime Feldpolizei ein, während im Hintergrund der enigmatische, skrupellose Major Hochstetter von der Abwehr die Strippen zieht und ihm mal als Gegenspieler, mal als Verbündeter begegnet.

Als unvermittelt Girals verlorener Sohn Jean-Luc auftaucht, der seinen Vater für einen Opportunisten und Feigling hält, muss er multidimensionales Überlebensschach spielen, mal mit der einen, mal mit der anderen der beteiligten Gruppen (schein)paktieren, um seinen Sohn irgendwie aus der Schusslinie zu schaffen und letztendlich seinen Job als Polizist zu machen und die Morde aufzuklären.

Chris Lloyd studierte Spanisch und Französisch, lebte über 20 Jahre in Katalonien, später in Grenoble, im Baskenland und in Madrid, wo er Englisch unterrichtete und für einen Schulbuchverlag sowie als Reiseschriftsteller arbeitete. Heute lebt er als Übersetzer und Schriftsteller in Südwales.

Andreas Heckmann, geboren 1962 in Oldenburg, Studium der Germanistik und Geschichte in Marburg und Freiburg. Lebt in München als Schriftsteller, Literaturkritiker und literarischer Übersetzer aus dem Englischen.

Chris Lloyd

DIE TOTEN VOM GARE D'AUSTERLITZ

Kriminalroman

Aus dem Englischen von

Andreas Heckmann

Herausgegeben von

Thomas Wörtche

Suhrkamp

Die Originalausgabe erschien 2020 unter dem Titel
The Unwanted Dead
bei Orion Fiction, einem Imprint der Orion Publishing Group Ltd.

Erste Auflage 2022
suhrkamp taschenbuch 5258
© der deutschsprachigen Ausgabe Suhrkamp Verlag AG, Berlin, 2021
Copyright © 2020 by Chris Lloyd
Alle Rechte vorbehalten.
Wir behalten uns auch eine Nutzung des Werks
für Text und Data Mining im Sinne von § 44b UrhG vor.
Umschlagfotos: mauritius images/Keith Lloyd Davenport/Alamy,
mauritius images/BNA Photographic/Alamy
Umschlaggestaltung: Lübbcke, Naumann, Thoben, Köln
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany
ISBN 978-3-518-47258-3

www.suhrkamp.de

DIE TOTEN VOM GARE D'AUSTERLITZ

Freitag, 14. Juni 1940

Zweierlei geschah am 14. Juni 1940.

Vier Unbekannte starben in einem Bahndepot, ein fünfter Mann sprang vom Balkon.

Es geschah noch mehr am 14. Juni 1940.

Die Soldaten der Panzerjäger-Abteilung 187 wollten beim Einmarsch in Paris möglichst gut aussehen, also wuschen sie sich im trüben Wasser des Ourcq-Kanals, sechs Kilometer vor der Stadt. Beim Wettlauf um die besten Quartiere bezog Generalmajor Bogislav von Studnitz das Hôtel de Crillon, und deutsche Offiziere legten ihre verstaubten Uniformen auf die edelste Bettwäsche der Stadt. Und in der Sommersonne tröten endlose Wehrmachtskapellen die menschenleeren Champs-Élysées entlang, bis schließlich ein riesiges Hakenkreuz über dem Grabmal des unbekannten Soldaten entrollt wurde – für den Fall, dass in Paris noch immer irgendwem nicht klar sein sollte, dass wir verloren hatten.

In meiner Welt aber starben vier Unbekannte in einem Bahndepot, und ein fünfter Mann sprang vom Balkon.

»So ein verdammter Gestank«, fluchte Auban.

»Respekt vor den Toten, wenn ich bitten darf«, sagte ich zu ihm. Ermittler Auban, ein Rabauke vom rechten Rand, der sich durch die dreißiger Jahre geschlagen hatte, war ein harter, muskulöser Bursche. Um das zu betonen, trug er sogar in der zunehmenden Hitze eines Sommervormittags eine schwere Lederjacke und ein weißes Hemd, so eng geschnitten, dass es die Brust betonte. Er funkelte mich an und wandte sich ab.

»Hier entlang, Inspektor Giral«, erwiderte er mit zusammengebissenen Zähnen; Angst überwog unübersehbar seine sonst so anmaßende Frechheit. Ein kurzer Blick nach rechts und links verriet mir, warum.

Längs der Gleise standen reihenweise deutsche Soldaten – ein Spalier anonymer Gestalten, die reglos zugesehen hatten, wie ich über die rußverschmierten Schwellen des Depots zu Auban ging. Die Männer rechts verdeckten zum Teil die tiefstehende Sonne; ihre langen Schatten fielen auf das Öl und den Dreck des Depots, und sie musterten uns genau. Links dagegen starrten harte junge Gesichter teilnahmslos. Aus kaum fünfzig Metern Entfernung fixierte mich ein Offizier mit ausdrucksloser Miene. Das waren die ersten Deutschen, die ich an diesem Tag sah, sie gehörten zur Vorhut, die in die Stadt einmarschiert war. Sie beobachteten uns stumm, ihre Maschinenpistolen wiesen zu Boden, das Feldgrau ihrer Uniformen sog die dunklen Wolken vom Himmel.

»Sind die schon die ganze Zeit hier?«, fragte ich Auban. Er nickte.

Wir stießen zu sechs Schutzpolizisten, die neben drei Güterwagen auf uns warteten. Das sonst so betriebsame Depot südlich des Gare d'Austerlitz war ungewöhnlich still. Keine Zugbewegungen. Wir bahnten uns entlang der Gleise einen Weg durch den Müll. In den Straßen ringsum und überall in der Stadt war er wochenlang nicht abgefahren worden, während die Deutschen auf Paris vorgerückt und Abfälle die geringste Sorge gewesen waren.

Auban hatte Recht: Es stank. In der Luft lag der Geruch von Tod und Verwesung. Ob er vom Tatort kam, der auf mich wartete, oder von der Stadt, konnte ich nicht entscheiden. Unter dem wachsamen Blick der deutschen Soldaten passierten wir im Durcheinander der Gleise einen toten Hund; die geschwollene Zunge hing ihm aus dem Maul, seine Augen waren panisch geweitet. Fliegen schwirrten auf und setzten sich wieder auf das verwesende Fleisch. Ich zögerte kurz. Da war noch ein Geruch, schwach, aber beißend – wie bittere Ananas in schwarzem Pfeffer. Nur dass er etwas anders war als damals. Ich schüttelte den Kopf, um die Erinnerung loszuwerden.

Ein Polizeisergeant eilte am Gleis entlang auf uns zu. Mir stockte der Atem, und fast wäre ich getaumelt, was Auban indes, wie ein Seitenblick zeigte, nicht bemerkt hatte. Nur mühsam konnte ich angesichts des heranhetzenden Mannes meine Panik unterdrücken. Eine schwere Gasmaske verunstaltete sein Gesicht, und der Geruch, der am Rand meines Sensoriums gelauert hatte, flutete endlich mein Gedächtnis.

Mit dumpfer Stimme hielt der Sergeant uns Gasmasken hin. »Die müssen Sie aufsetzen, Eddie.«

Mit etwas zittrigen Fingern griff ich nach einer Maske. Es war das übliche Heeresmodell. Nicht viel besser als die, die wir hatten tragen müssen, als Deutschland zuletzt gegen uns in den Krieg gezogen war. Ich versuchte, meine Atmung unter Kontrolle zu halten und nicht wieder die dunkle Panik zu durchleben wie vor einem Menschenleben, als ich zuletzt so eine Maske getragen hatte. Ich erinnerte mich an einen anderen Morgen, damals, als ich kurz Gas in Nase und Augen brennen spürte, ehe ich noch rechtzeitig die Maske aufbekam und durch den gelben Nebel die Unglücklichen sah, die zu lange mit dem Aufsetzen gewartet hatten und nun qualvoll am Boden eines Schützengrabens starben.

»Nur eine Vorsichtsmaßnahme«, hörte ich den Sergeanten sagen. »Das Gas hat sich bestimmt schon verflüchtigt, aber wir gehen besser auf Nummer sicher.«

Er führte uns zu sechs Schutzpolizisten, die eng zusammenstanden und Masken trugen.

»Guten Morgen, Eddie«, sagte der einzige Zivilist zu mir. »Zuschauer haben wir ja nicht jeden Tag.«

Bouchard, der Gerichtsmediziner, war – obwohl nur ein paar Jahre älter als ich – immer im altmodischen Cutaway unterwegs und trug seine grau melierten Haare nach hinten gekämmt wie ein Philosoph der Belle Époque. Obwohl auch sein Gesicht unter einer Maske steckte, beruhigte mich seine Gegenwart.

»Schwieriges Publikum. Ich lasse Sie nachher den Hut reichen.«

Der Sergeant winkte uns, ihm zu folgen. Wortlos führte er uns zu drei Güterwagen auf einem Nebengleis, deren Schiebetüren geschlossen waren. Er zeigte auf den mittleren Waggon. Das Belüftungsgitter knapp unterm Dach war mit Lumpen verstopft. Ein kleines Loch zeigte, wo sich die Füllung gelockert hatte. Ich nickte dem Sergeanten zu, um ihm zu zeigen, dass ich verstanden hatte.

Wir drei gingen zum Waggon. Auban blieb zurück. Das Schloss war bereits geöffnet; eine Metallstange, offenkundig verkeilt, um die Tür versperrt zu halten, lag am Boden. Vorsichtig schob der Sergeant sie auf, beugte sich vor, erklimmte die Metallstufe, zog sich hoch und wies auf etwas an der Wand gegenüber: ein Häufchen dunkle Glasscherben und ein Fleck, der auf dem Holzboden kaum zu sehen war. Gelblicher, vom Sergeanten aufgewirbelter Staub schwebte im spärlichen Licht und sank langsam wieder auf die rohen Bretter.

»Chlor«, sagte er mit verzerrter Stimme.

Ich kletterte hinein, Bouchard mir nach. Meine Augen mussten sich kurz an das Halblicht gewöhnen – und an den unwirklichen Anblick des trüben Innenraums durchs billige Glas der Maske. Ich wünschte, sie hätten es nicht getan. Ein Mann, dessen Hand noch zur Tür wies, lag zusammengesunken an der Wand gegenüber. Er war gestorben, als er das Schloss hatte aufbrechen wollen. Erneut sah ich die verzweifelten, vorquellenden Augen und die geschwollene Kehle, von denen ich gehofft hatte, sie nie wieder zu sehen. Der gleiche durchsichtige Speichel war vom Kinn auf die Brust geflossen. Ich atmete flach unter der engen Maske.

Der Sergeant wies nach links. Auch dort Glasscherben am Boden. An der Wand darüber zeigte ein feuchter Fleck, wo die Flasche am Holz zerbrochen war. Unter dem Gitter lag ein

zweiter Mann, in der Hand etwas von der Füllung; auch sein Gesicht war rot und geschwollen. In seinen Zügen standen die gleiche Qual und Panik. Hinter ihm lagen noch zwei Männer. Kratzspuren auf den Planken zu ihren Füßen zeigten, dass sie vor dem Gas hatten fliehen wollen, ihre Köpfe waren in letzter Ergebung gegen die Wand geschmiegt. Ich hatte Schützengräben voller Männer gesehen, die so dalagen, doch selten war ihr Anblick so verzweifelt gewesen wie in diesem schmutzigen Güterwagen auf einem Nebengleis am ersten echten Morgen meines neuen Krieges.

Ich spürte eine Beklemmung nach meiner Brust greifen, die nicht vom Gas kam, sondern von dem Gefühl, die Maske kralle sich in mein Gesicht. Keine Sekunde konnte ich sie mehr tragen, riss sie vom Kopf, stand an der Waggontür und atmete die Außenluft gierig ein. Der Sergeant sprang auf mich zu, ich sah den Schrecken unter seiner Maske.

»Sind Sie wahnsinnig, Eddie?« Seine Worte waren kaum zu verstehen.

»Das Gas ist weg, das haben Sie doch selbst gesagt«, antwortete ich verärgert, um meine Angst zu verbergen. Dann wandte ich mich wieder zum Waggon, blieb aber an der Tür. »Hier können wir nicht arbeiten. Bringen Sie die Toten raus, damit Doktor Bouchard eine erste Untersuchung machen kann.«

»Das ist unüblich, Eddie«, widersprach Bouchard.

Ich betrachtete die Szenerie im Güterwagen und davor. »Was Sie nicht sagen. Schaffen Sie die Leichen raus.«

Widerwillig befahl der Sergeant einigen seiner Männer, die vier Toten ein Stück vom Waggon wegzutragen. »Einer von euch sammelt die Glasscherben der Gasbehälter und steckt sie in getrennte Schachteln«, befahl er. »Mit Handschuhen.«

»Und behalten Sie die Masken auf«, fügte ich hinzu. »Chlor ist schwerer als Luft. Falls davon noch was da ist, steht es am Boden des Waggons.« Das hätte ich mir sparen können, denn

nur ich hatte die Maske abgezogen. »Entfernen Sie die Abdichtung von der Lüftung und schließen Sie die Türen. Das Gas muss ganz abgezogen sein, bevor wir die Wagen genauer untersuchen. Hat es sich erst richtig mit der Luft draußen vermischt, richtet es keinen Schaden mehr an.«

Bouchard war aus dem Waggon gestiegen und hatte seine Maske abgezogen. Er rückte die Halbbrille auf der Adlernase zurecht und sah zu mir hoch. Seine Miene war besorgt.

»Ich habe das alles schon erlebt«, versicherte ich ihm. »Das Gas ist weg, das weiß ich. Kann die Gerichtsmedizin von Lumpen Fingerabdrücke nehmen?«

Er blickte skeptisch. »Schwierig. Und es ist niemand mehr da, der es versuchen könnte. Nicht mit diesem Pack in der Stadt.« Er wies auf die Deutschen und folgte der ersten Leiche zu einem freien Fleck am Boden, zwanzig Meter vom Waggon entfernt.

Ich sprang vom Waggon, warf meine Maske auf den Boden, atmete im Weggehen tief ein und dachte ausnahmsweise nicht an den Ruß und die Korrosion, die der Stadt die Luft abschnürten. Schwerer schwarzer Rauch hing am Morgenhimmel und warf einen Schatten über Paris. Der Rauch kam von den Treibstofflagern vor der Stadt. Einige sagten, unsere abziehende Armee habe sie angezündet. Andere vermuteten, die amerikanischen Ölgesellschaften hätten die eigenen Depots angesteckt. So oder so, den Deutschen hatte das Öl nicht in die Hände fallen sollen. Allerdings schien das für die Besatzer keine Rolle zu spielen. Es waren nur wir Pariser, die unter dem Dreck litten, der sich in Mund und Nase und unter die Kleidung tastete. In der Nacht hatte es geregnet, zum ersten Mal seit einem Monat, und ich musste vorsichtig zwischen den Gleisen über die hölzernen Bahnschwellen gehen. Ihr Öl- und Rußbelag war dicker als sonst – und wegen des schwarzen Taus, der gefallen war, lebensgefährlich.

Ich sah Bouchard eine Voruntersuchung der vier Leichen

beginnen, die auf Planen am Boden lagen. Das war natürlich ungewöhnlich, erschien mir aber als einzig mögliche Option. Die eigentliche Obduktion würde er in der Gerichtsmedizin durchführen. Jenseits der drei Wagen schauten die Deutschen über das Gleisgewirr hinweg weiter stumm zu. Ich hatte sie fast vergessen. Hinter ihnen stand ein zusammengewürfeltes Durcheinander aus Behelfshütten, die im Laufe der Jahre eine niedrige Silhouette gebildet hatten und meist illegal erbaut worden waren. Wären die Soldaten nicht gewesen, hätte ich ein paar Flics dort nachschauen lassen. Nördlich der Waggons lagen Werkstätten und überdachte Gleise und dahinter links der für Passagiere zugängliche Bereich. Im Süden verschwanden die Gleise auf ihrem Weg ins Umland in den Straßen der Stadt. Ich sah sie schmaler und schmaler werden und wäre ihnen einerseits gern gefolgt, andererseits aber nicht, wie ich erstaunt feststellte. Hinter mir führten viele Gleise von Süden nach Norden. In der Mitte stand ein wackliger Turm, zu dem eine schmale Treppe hinaufführte; von dort ließ sich das gesamte Depot übersehen.

Ein Schutzpolizist, vom Sergeanten geschickt, kam mich holen. Auch er hatte die Maske abgezogen und schleppte nervös sein Gewehr über der Schulter. Seit die Deutschen in den Ardennen durchgebrochen waren, trug die Polizei in der Stadt Gewehre – wohl um jede Straßenecke zu verteidigen. Nun wirkten die Waffen wie ein nutzloses Stück roter Stoff, das eine Provokation für die einmarschierten Truppen darstellte. Der Polizist vor mir trug sein Gewehr unwillig.

»Die Arbeiter, die den Waggon geöffnet haben, sind da drüben, Eddie«, erklärte der Sergeant, als ich wieder zu ihm stieß, und führte mich zu einem stämmigen Mann um die fünfzig in Lederjacke und blauer, ölbefleckter Latzhose. Er sah aus wie Mussolini im Kleinformat, nur mit dunklem Haarschopf und ohne das streitsüchtige Kinn.

»Le Bailly«, stellte er sich vor. »Ich bin hier auf dem Bahnhof der Gewerkschaftsfunktionär.«

»Das sollten Sie im Moment besser für sich behalten.« Ich wies andeutungsweise zu den Deutschen. »Waren die schon da, als Sie den Waggon entdeckt haben?«

Er nickte. Der Boden unter uns erzitterte. Le Bailly und ich sahen uns an und erkannten die Erschütterung. »Da kommen noch mehr von den Dreckskerlen«, sagte er.

Der Lärm von Lastwagen und Panzern, die durch die Straßen unserer Stadt rumpelten und deren Reifen und Ketten den Boden erzittern ließen, unterstrich nur die seltsame Stille im Bahndepot. Mittendrin klingelte ein Telefon. Ich blickte auf und sah den deutschen Offizier ruhig in ein Feldtelefon sprechen, das ein Soldat für ihn hielt. Dabei ließ er uns und die übrigen Polizisten nicht aus den Augen und nickte. Ich wandte mich wieder Le Bailly zu.

»Haben Sie sonst noch jemanden gesehen?«

»Nein.« Er wies auf zwei andere Arbeiter ein kleines Stück weiter. »Wir haben nur den Geruch bemerkt, und ich hab ihnen gesagt, sie sollen schnellstens weg von den Waggons. Ich war im letzten Krieg. Diesen Geruch vergisst man nicht.«

Da musste ich ihm Recht geben. Ich rief Auban heran und trug ihm auf, mit den beiden Arbeitern zu sprechen, einem großen Schwermütigen mit wucherndem Oberlippenbart und einem gedrungenen, rundköpfigen Schwergewicht, dessen Miene so feindselig war wie Aubans Gefälligkeit.

Ich sah ihm nach und wandte mich wieder an Le Bailly. »Woher sind die Waggons?«

»Die standen über Nacht hier und waren für einen Zug bestimmt, der am Morgen fahren sollte. Aber heute ruht der Verkehr.«

Ehe ich eine weitere Frage stellen konnte, hörte ich ein Geräusch. Le Bailly reagierte im gleichen Moment wie ich. Noch

eine Erinnerung an den letzten Krieg: Gewehre, die entsichert wurden. Ich drehte mich um und sah den deutschen Offizier auf die Polizisten bei den Waggonen zugehen. Seine Soldaten folgten ihm mit erhobenen Waffen. Die Truppen von der anderen Seite kamen unterdessen auf uns zu. Ich spürte die Pistole in meinem Holster. Der Offizier sprach mit einem der Uniformierten, und der zeigte auf mich. Prompt kam der Deutsche auf mich zu, flankiert von vier Soldaten.

»Sie leiten hier die Ermittlungen?«, fragte er mich in passablem Französisch. Er hatte die Luger gezogen und hielt sie vage in meine Richtung. Von dieser Sorte hatte ich im letzten Krieg jede Menge erlebt, auf unserer Seite und der des Feindes. Sie wirkten, als sähen sie sich andauernd auf einem Schimmel und würden auf uns andere, die wir im Dreck verfaulten, herabschauen. Mit seinen weißblonden Haaren und den markanten Wangenknochen schien er unberührt von dem Ruß und dem Gestank, mit dem wir anderen uns konfrontiert sahen.

»Ja. Die Gegenfrage erübrigt sich.«

»Warum das?«

»Sie sind als Einziger nicht verdreckt.«

Er richtete die Luger etwas betonter auf mich, und ich sah ihn zögern: Sollte er unsicher lachen oder mich erschießen? Beherrschung und ein mattes Grinsen siegten. »Ich bin Offizier der Wehrmacht. Sie irren, wenn Sie denken, ich nehme es hin, derart angesprochen zu werden.«

Ich wies auf die von den deutschen Soldaten mit gezückten Waffen abgeführten Polizisten. »Und ich bin müde und wütend und versuche, meine Arbeit zu erledigen, obwohl Sie und Hitler mir in die Quere kommen. Sie irren, wenn Sie denken, ich nehme es hin, dass meine Mitarbeiter derart malträtiert werden.«

Sein Grinsen wurde etwas breiter. »Das merke ich mir.« Er wandte sich ab und rief seinen Soldaten einen Befehl zu. Sie wichen ein wenig von den anderen Polizisten zurück und

senkten die Gewehre. Der Offizier drehte sich mir wieder zu; seine weiterhin erhobene Waffe war nicht direkt bedrohlich, aber deutlich genug. »Ich bin Hauptmann Karl Weber von der 87. Infanterie-Division der Wehrmacht und muss Ihnen mitteilen, dass das deutsche Oberkommando den Befehl gegeben hat, alle Franzosen zu entwaffnen.«

»Aber wir sind die Polizei.«

»Die Polizei auch. Ich muss Sie bitten, Ihre Waffen abzugeben.«

Wie die Soldaten die Polizisten anstarrten, ließ mich an Füchse im Hühnerstall denken. Ich sah keine Alternative. »Habe ich Ihr Wort, dass den Polizisten nichts passiert?«

»Ja.«

Ich bedeutete den anderen, ihre Waffen abzugeben. Die Soldaten sammelten die Pistolen und Gewehre eilig ein und brachten sie einem Unteroffizier am Rand des Geländes. Hauptmann Weber behielt mich die ganze Zeit im Auge. Seine Miene war ein seltsames Zugleich von distanzierter Herablassung und lächelnder Unverfrorenheit.

Ich händigte ihm meine Pistole aus.

»Danke«, sagte er.

Er rief einen Befehl, und die Soldaten hoben ihre Waffen. Ich hörte einen sein Gewehr spannen, sah Weber an und spürte meine Wut wachsen. Doch mit mattem Lächeln rief der Offizier einen zweiten Befehl, und seine Männer zogen sich auf ihre ursprünglichen Linien längs der Gleise zurück.

»Ich lasse Sie jetzt weiter ermitteln«, sagte er und machte sich zu seinen Soldaten auf. »Ich denke, wir wissen jetzt, woran wir miteinander sind.«

»Warum sind die immer noch da?«, fauchte der Sergeant. »Wir sind unbewaffnet.«

Bouchard und ich schauten unwillkürlich auf. Reglos wie die

Heldenstatuen, die sie so liebten, standen die deutschen Soldaten noch eine Stunde später aufgereiht da, während wir Bouchard bei der Untersuchung der vier Toten zusahen. Nur der Offizier redete und ließ eine Litanei von Bemerkungen los, die wir in der Ascheluft nicht verstanden, die die Männer rechts und links von ihm aber lachen ließen.

»Nicht wegen uns«, sagte ich zum Sergeanten. »Sondern zur Gleissicherung. Damit unsere Armee nicht mit der Bahn ausbrechen oder in die Stadt vorstoßen kann.«

»Haben wir denn eine Armee?«, bemerkte Bouchard.

Zwei junge Polizisten kamen mit Kartons. »Die beiden Gasbehälter«, sagte einer. »Was davon übrig ist.«

»Aufs Revier damit«, sagte ich. »Zu Sergeant Mayer.«

Mit deutlich erleichterter Körpersprache eilten sie zu den am Südeingang des Depots geparkten Streifenwagen und verließen die Szene. Auban und acht Schutzpolizisten warteten in der Nähe auf Bouchards Weisung, die Leichen wegzutragen. Zu den drei Bahnarbeitern waren sechs weitere gekommen; alle standen ein Stück entfernt. Ihre Neugier war größer als die Angst vor den Deutschen.

Der Sergeant und ich durchsuchten die Kleidung der Toten. Sie war einst von guter Qualität gewesen, nun aber zerlumpt. Alle Taschen waren leer. Kein Geld. Keine Papiere, um sie zu identifizieren.

»Ausgeraubt?«, fragte der Sergeant. »Oder Flüchtlinge?«

»Oder beides.« In einer Jacke entdeckte ich ein Etikett und zeigte es ihm. »Vermutlich Ausländer. Diese Jacke kommt aus einem Ort namens Bydgoszcz.«

»Das ist in Polen. Hab ich in der Wochenschau gesehen.«

Unwillkürlich betrachtete ich die vier Männer. Was mochte sie hergeführt haben, zu ihrem Tod in einem dreckigen Bahnwaggon in einer fremden Stadt, ohne alle Habe und ohne Ausweis?